

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 214. Bromberg, den 20. September. 1934



(1. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In diesem Augenblick trat der alte Diener über die Schwelle, ein großes Paket auf den Armen.

„Das Maskenkostüm für Herrn Steffen", verkündete er feierlich.

„Leg's auf den Diwan, Franz."

„Nein, geben Sie das Ding her, Alter!" rief Traß. „Ich will wissen, als was du dich verkleidest, mein Lieber!"

Franz händigte dem Freunde seines Herrn das Paket aus und verschwand. Als Traß die Hülle abriß, kam ein braunes Mönchsgewand zum Vorschein, samt Kutte und Büßerstrick.

„Ein sehr passendes Kostüm für dich, Kläuschen", spottete Traß und schlüpfte in das Gewand. Dann trat er vor den Spiegel.

„Paßt mir ausgezeichnet, was?"

Plötzlich schlug er sich mit der Hand vor die Stirn. Mit blitzenden Augen wandte er sich zu dem Freunde.

„Ich habe eine Idee, Klaus! Ich weiß, wie dir zu helfen ist."

„Da bin ich aber wirklich neugierig!"

„Weiß deine Braut, in welchem Kostüm du erscheinen wirst?"

„Nein. Ich wollte es ihr sagen, da kam dieser häßliche Zank, und sie lief mir kurzerhand davon."

„Was für ein Kostüm trägt Fräulein Evers,"

Steffen lachte.

„Lillis Kostüm ist tiefes Geheimnis. Dieses Geheimnis hat mir aber ihre Zofe gegen einen soliden Zehnmarkschein verraten. Lilli geht als blauer Page. Aber worauf willst du eigentlich hinaus Traß?"

„Ich werde an deiner Stelle auf den Ball gehen!"

„Ich verstehe dich nicht."

„Sei doch nicht so schwerfällig. Du bist verliebt! Du bist schwach! Du kannst die Widerspenstige nicht zähmen! Also werde ich es für dich tun. Unter dem Deckmantel dieser Mönchskutte werde ich als Klaus Steffen das bockbeinige Lillichen in die Mache nehmen. Ich bin nicht verliebt in die junge Dame und werde daher mit aller Strenge vorgehen. Heute abend bekommt Dame Lilli die erste Lektion."

„Du traust dir ja allerhand zu!"

„Tue ich auch."

„Deine Idee ist verrückt."

„Aber sie wird deiner Braut ausgezeichnet bekommen. Ich inszeniere mit ihr eine Kur a la Doktor Eisenbart. Die Frauen reagieren am besten auf schlechte Behandlung."

„Brrr, vielleicht die schwarzen oder gelben, die du auf deinen Reisen kennengelernt hast?"

„Pah, die weißen auch!"

„Hab' bloß nicht einen so großen Mund, Freundchen!"

„Was bekomme ich, wenn ich deine Braut gezähmt, gebändigt, sanft und lieb in deine Arme lege?"

„Meine aufrichtige Bewunderung! Aber du wirst bei Lilli schön ins Fettnäpfchen treten."

„Werde ich nicht! Gib mal den Papierbogen her. So, der büßerische Mönch wäre verpackt. Geh jetzt an deine Arbeit und baue deinen Kintopp. Ich muß fort."

Damit wollte Herrmann von Traß zur Tür hinaus, doch der Freund packte ihn am Rockzipfel.

„So höre doch, Herrmann! Sei doch nicht so verrückt! Wo bist du eigentlich abgestiegen? Ich muß doch deine Adresse wissen. Du bist einfach verdreht."

„Bin ich durchaus nicht, und eine Bleibe habe ich noch nicht. Mein Handgepäck liegt auf dem Bahnhof. Von dort hole ich es jetzt ab und fahre zu deiner Tante Jette. Mein großes Gepäck kommt morgen. Ich habe es bereits an Jettchen von Perkeit adressiert."

„Du willst bei ihr wohnen?"

„Natürlich! Ins Hotel gehe ich nicht. Hotels habe i... in den letzten drei Jahren bis zum Überdruß genossen."

„Tante Jette wird dich mit offenen Armen aufnehmen. Du hast ja immer ausgezeichnet mit ihr harmoniert. Und was deine Idee mit Lilli betrifft, so muß ich dir sagen — —"

„Ja du mußt mir sagen, wo der Maskenball stattfindet!"

„Im Kaisersaal. Maskenball der Filmkünstler. Aber ich will nicht, daß du — —"

„Adieu, Klaus!"

Damit war Traß zur Tür hinaus.

Klaus Steffen stand mitten im Atelier und faßte sich an den Kopf. Was Traß sich da vorgenommen hatte, war unmöglich. Lilli würde natürlich die Maskerade und den ganzen niederträchtigen Plan durchschauen. Sie würde furchtbar beleidigt sein und sich am Ende wirklich von ihm trennen. Er mußte sie sofort anrufen und ihr alles sagen.

Steffen lief zum Telephon, aber der Apparat kam ihm mit schrillem Läuten zuvor.

Das ist Lilli, durchzuckte den verliebten Architekten eine süße Hoffnung. Sie sieht ein, daß sie mir Unrecht getan hat und will sich mit mir versöhnen.

Aber Steffens Hoffnung sank in einen finsteren Orkus, als sich eine sonore Männerstimme meldete.

„Sind Sie es selbst, Steffen? Hier ist Generaldirektor Scholl von der „Fifa"-Filmgesellschaft. Packen Sie bitte sofort Ihre Zeichnungen und Pläne ein und kommen Sie raschest zu mir. Wir wollen noch einmal die Entlüftungsanlage für unser Kino durchsprechen. Auch über die Notausgänge müssen wir noch verhandeln. Die Herren haben einige Bedenken. Können Sie in zwanzig Minuten hier sein,"

„Jawohl, Herr Generaldirektor"?, sagte Steffen.

„Etwas später wird auch Direktor Müller kommen. Er hat neue Wünsche wegen der Ranganordnung. Vielleicht können wir das beim Abendessen durchsprechen. Sie können doch zum Essen bleiben, Steffen?"

„Mit Vergnügen, Herr Generaldirektor."

„Sehr schön. Meine Tochter wird sich freuen. Sie ist sehr interessiert an unserem Bau."

„Sehr gütig von dem gnädigen Fräulein."

„Na, Sie haben bei Magda überhaupt einen Stein im Brett, lieber Freund. Sie ist eine große Bewunderin Ihrer Arbeiten. Können sich was darauf einbilden. Das Mädel ist sehr kritisch. Ich habe übrigens auch noch ein paar Wünsche an Sie. Was war's doch gleich?"

„Ich weiß es nicht, Herr Generaldirektor", stöhnte Steffen.

„Ach richtig, die Beleuchtungsanlage. Sieht auf Ihrem Entwurf wunderhübsch aus. Müller und ich sind aber mehr für indirektes Licht. Vielleicht können Sie uns das umzeichnen. Denken Sie ein bißchen über die Sache nach und machen Sie uns dann hier ein paar Vorschläge. Auf Wiedersehen!"

Klick, die Verbindung war unterbrochen.

Steffen war geknickt.

Die Besprechung mit Scholl, Müller und den Herren von der Baupolizei würde den ganzen Abend dauern. Er kannte die Besprechungen schon. Der Besuch des Maskenballs würde ins Wasser fallen. Lilli wütend sein. Traß seinen teuflischen Plan durchführen. Es war eine schreckliche Situation.

Während Klaus sich umkleidete, versuchte er, seine Braut telephonisch zu erreichen. Er wiederholte diesen Versuch sechsmal und bekam jedesmal dieselbe Auskunft:

„Das gnädige Fräulein ist nicht zu Hause."

Verzweiflung im Busen, eine dicke Mappe mit Plänen neben sich und den Kopf voller Notausgänge, Beleuchtungskörper und Rangplätze, rollte der unglückliche Steffen schließlich in einer Autotaxe davon.

2.

Lilli Evers steuerte ihren Wagen durch die Straßen in dem Tempo, das Autofahrer anzuschlagen pflegen, wenn sie wütend sind.

Sie sauste um die Ecken, daß Hunde den Schwanz einklemmten und Fußgänger entsetzt auf den Bordstein zurücksprangen. Nahm Straßenkreuzungen bei „Rot", überholte einen dicken Autobus falsch und bildete überhaupt das Entzücken der Verkehrspolizisten, die Lillis Nummer rachsüchtig in das schwarze Buch der Verkehrssünder kritzelten.

Endlich hielt Lilli Evers vor einem großen Hause am Kurfürstendamm.

Es war ein Haus aus jener Zeit, da viel Stuck als vornehm galt.

Dem neuzeitlichen Architekten Klaus Steffen gab es jedesmal einen heftigen Entsetzensschlag in die Magengrube, wenn er an diesem Hause vorüberkam. Er holzte immer in Gedanken mindestens hundert Fuhren Stuckgirlanden von der protzigen Fassade ab.

Zwei überlebensgroße Steinmänner trugen auf muskelgeschwellten Armen die Krönung eines Portals und sahen zum Fürchten aus. Sie hatten im Nebenamt die durchaus friedliche Aufgabe, ein Schild zu halten.

Das Schild zeigte die Aufschrift:

„Hotel-Pension Atlantis
Vornehme Appartements für In- und Ausländer
Inhaberin: Frau Major Krause."

Abends wurde dieses Schild durch weiße Glühbirnen erleuchtet, was Frau Major Krause als teure, aber wirksame Reklame empfand. Jedenfalls sahen die Muskeln der nackten Steinherren im krassen Licht der Glühbirnen noch imponierender als sonst aus.

Lilli stieg aus ihrem Wagen und sah an der Hausfront empor.

Ihr Blick fiel auf die Steinmänner.

Scheußliche Kerle, dachte sie. Klaus würde so etwas niemals bauen.

Sie fühlte einen kleinen, wohltuenden Stolz auf ihren Bräutigam.

Klaus kann überhaupt etwas. Sicher wird er einmal berühmt. Aber parieren muß er doch! Man muß sich seinen künftigen Gatten schon vor der Hochzeit erziehen. Grit sagt das auch.

Das waren so Lillichens unvergorene Weisheiten.

Sie reckte das Näschen in die Luft. Das Blondhaar sträubte sich widerspenstig unter der Sportkappe.

Hoffentlich ist Grit daheim. Ja, im zweiten Stock sind ihre Fenster erleuchtet. Ich muß ihr meinen Krach mit Klaus erzählen. Grit wird mir recht geben. Man darf sich von den Männern nichts gefallen lassen.

Ein livrierter Diener nahm Lilli Evers in Empfang und führte sie zum Fahrstuhl. Während man zum zweiten Stock hinaufschwebte, dachte Lilli weiter:

Grit muß mir endlich ihr Kostüm verraten. Gestern war sie gräßlich zugeknöpft. Darum habe ich ihr auch nicht erzählt, daß ich als blauer Page gehe. Wenn sie mir sagt, was sie trägt, werde ich ihr sagen, was ich anziehe.

Das waren so die Sorgen von Lilli Evers.

Grit muß mir sagen, wie ich mich zu Klaus verhalten soll. Ob ich nicht doch zu grob mit ihm gewesen bin? Eigentlich ist er ein lieber Junge. Ach was, Grit wird mein Auftreten richtig finden. Ich werde mit Grit in die Schweiz fahren. Ich lasse Klaus einfach mit seinem dämlichen Kinobau hier sitzen, reise ab und schreibe auch nicht. Zappeln soll er!

Der Fahrstuhl hielt mit einem Ruck.

Der Treppenabsatz war mit zwei Plüschsesseln aus dem vorigen Jahrhundert und einer künstlichen Palme aus derselben Epoche in eine Wartediele umgewandelt worden. Hier deponierte der Diener Lilli und entschwand, um die Besucherin bei Fräulein Grit von Lingen anzumelden.

Fräulein von Lingen war Lillis beste Freundin. Man hatte sich auf einem Tanztee in der Flimmerbar kennengelernt. Die Bekanntschaft wurde bereits nach kurzer Zeit sehr intim, denn Grit von Lingen imponierte Lilli außerordentlich.

Grit war eine äußerst mondäne junge Dame, die sich stets nach dem letzten Modeschrei anzog, tizianrote Haare und zinnoberrot gefärbte Fingernägel hatte. Letztere Toilettenfinesse hatte Lilli sofort kopiert. Sehr zum Ärger ihres Bräutigams, der gepflegte Frauenhände zwar schätzte, farbigen Lack aber verabscheute. Auf seinen Protest schmierte Lilli den Zinnoberlack noch einmal so dick auf ihre niedlichen Pfoten.

Grits Tizianhaar nannte Klaus Steffen respektlos „Tomatensoße". Am liebsten hätte Lilli ihr schönes Blond ebenfalls in Tizianrot umgewandelt, aber ein Rest natürlichen Empfindens hielt sie davon ab. „Gefärbtes Haar ist nicht fein," hatte man immer in Bremen gesagt.

O, bei Grit war das natürlich etwas anderes! Grit durfte man nicht mit kleinem Maßstab messen. Grit kam aus der großen Welt, war weit gereist und kannte alle Orte, an denen sich diese große Welt ein Stelldichein gab.

Sie konnte erzählen wie ein Buch. Die Namen von internationalen Sportgrößen, exotischen Prinzen und Industriefürsten flossen ihr von den Lippen, wie gewöhnlichen Sterblichen das ABC.

„Fräulein von Lingen läßt bitten", meldete der Diener.

Mit einem Freudenschrei warf sich Lilli an die Brust der Freundin, wobei sie ihr eine Zigarettenspitze von fast einem halben Meter Länge beinahe aus dem Munde stieß.

Lilli bemerkte nicht, daß Fräulein von Lingen ziemlich nervös war. Sie sah auch nicht, daß das Zimmer den Eindruck machte, als sei es eben erst, und zwar sehr flüchtig, aufgeräumt worden. Die Decke auf dem Teetischchen lag schief und verdeckte notdürftig eine Likörflasche und zwei Gläser, die man offenbar hastig auf die untere Platte des Möbels geschoben hatte.

Sie sprudelte den Zank mit ihrem Verlobten heraus, warf ihre Reisepläne dazwischen und wollte die Meinung der Freundin hören.

„Eigentlich bin ich ziemlich ungezogen gewesen," schloß sie lachend ihren Bericht.

„Ach was, so ein kleiner Krach frischt die Liebe auf", entschied Fräulein von Lingen. „Auf dem Maskenball wird sich Herr Stefffen heute abend vermutlich sehr liebenswürdig und nachgiebig zeigen. Wie wird er übrigens kostümiert sein?"

„Keine Ahnung. Interessiert mich auch nicht," behauptete Lilli großartig. „Ich möchte aber gern wissen, was du trägst, Grit. Du mußt es mir verraten."

„Quälgeist!"

„Ich sage dir dann auch, was ich anhaben werde."

(Fortsetzung folgt.)

Struwwelpeter wandert durch die Welt.

Erster Freund der Kinderträume.

Von Alfred Hein.

Der Verfasser des „Struwwelpeter", der deutsche Arzt Dr. Heinrich Hoffmann, ist am 20. September 1934 vierzig Jahre tot. Aber längst ist seine private Gelegenheitsdichtung das „erste Bilderbuch" aller Kulturvölker geworden.

Mein „Struwwelpeter" ist im vorigen Jahr in den Besitz meiner jüngsten Nichte übergegangen. Er lebt also nur noch in meiner Kindheitserinnerung. Mit Absicht habe ich mir das Bilderbuch nicht wieder besorgt, um zu prüfen, was und wieviel von ihm in meiner Seele wirklich geblieben ist. Und da muß ich eines gleich feststellen, was vielleicht für den Psychologen sehr interessant ist: kein Buch der Welt steht mir so bildklar Blatt für Blatt vor Augen wie dieses, das ich am Weihnachtsabend nach meinem vierten Geburtstage im Jahre 1898 geschenkt erhielt. Der „Faust" nicht und auch nicht Schillers „Glocke". (Vielleicht noch Rilkes „Weise von Liebe und Tod", das Buch meiner Jünglingsjahre, das ich im Tornister nach vorn in die Schützengräben mitnahm, das schönste Kriegsbuch aller Jahrhunderte . . .)

Aber der Struwwelpeter — — — o, der war noch Gefährte automobilloser märchenhaft stiller Vorkriegszeit, Freund meines Seins, ehe es ins enge Ich unserer kampfdurchtobten Tage wuchs.

Wo spielt sich unsere frühe Kindheit ab? Keiner kann es ganz deutlich sagen. Allen aber wird sie in der Rückerinnerung glückseliges Märchenland. Und wenn diese Kindheit im ödesten Stubenwinkel einer Hinterhauswohnung, auf Höfen mit Schutthaufen oder im müden Großstadtpark verträumt wurde — — sie haucht (für uns Vorkriegsmenschen jedenfalls) Ludwig Richter-Stimmung aus. Sie ist friedlichstes Idyll.

In diese Friedseligkeit der Traumentrückung tritt als erster trutzigwilder Gast dieser Erde der Struwwelpeter. Mit struppigem Haar — ungewaschen — und mit ungeschnittenen Nägeln.

„Sieh einmal, da steht er, pfui, der Struwwelpeter!"

Nein, wenn man noch so ein toller Lausbub gewesen ist — so verwildert sah man denn doch nicht aus. Und das gab schon Selbstgefühl. Nach der ersten Begegnung mit dem Struwwelpeter aber wird man noch sauberer — ja, man würde nicht mehr schreien beim Kämmen, Waschen und Nägelschneiden. Dann die andern lebensernsten Geschichten: die vom bitterbösen Friedrich, der „seine Gretchen gar" peitscht und dem der zu Unrecht geschlagene Hund schließlich ins Bein beißt. Der Herr Doktor kommt und bringt „bittere Arzenei" (brrrr!), während das brave Hündchen die Leckerbissen schmausen darf. Welches Kinderherz wagt es, sich diesen peitschenden Tyrannen zum Beispiel zu nehmen?

„Und Minz und Maunz, die Katzen,
erheben ihre Tatzen,
sie drohen mit den Photen,
der Vater hat's verboten!
Miau! Mio! Miau! Mio!
Laß sein, sonst brennst du lichterloh!

Aber Kathrinchen in ihrem putzig unmodernen Krinolinenkleidchen greift doch nach den Streichhölzern — und verbrennt.

Der „Zappelphilipp" ist da noch eine gelindere Angelegenheit — ja, sogar etwas lausbubenhaft amüsant, wenn er mit dem Stuhl, auf dem er beim Essen stets wippt, umkippt und unter dem Tischtuch mit Eßgeschirr, Braten und Wein begraben liegt, ohne gleich daran zu sterben, wie der etwas sehr hart gestrafte Suppenkaspar, der, weil er seine Suppe nicht ißt, bereits am fünften Tage fadendünn geworden „nur ein halbes Lot wiegt" und am sechsten Tage im Grabe liegt, das als Grabstein eine Suppenterrine mit Kaspars Namen ziert. Nein — nein — das glaubt man nicht ganz . . . Aber beim Daumenlutschen, da sieht man schon eher mit Gruseln und unheimlichem Mißbehagen den dramatischen Augenblick herannahen:

„Bautz! Da geht die Türe auf,
und herein im schnellen Lauf
eilt der Schneider mit der Scher'!
Und die Daumen schneidet er
ab, als ob Papier es wär'."

Ich weiß, daß ich oft meine Kinderhände betrachtet habe, wie sie ohne Daumen aussähen. Und noch im Felde mußte ich zuerst an den Daumenlutscher denken, wenn einer einen Daumenschuß erhielt — — — so haftete die Kindheitserinnerung fest.

Der „Hans Guck-in-die-Luft", der nicht acht gibt, wo er geht und ins Wasser fällt, müßte heute eigentlich zeitgemäßer von einem Auto angekratzt werden — — und der mit seinem Regenschirm im Gewittersturm plötzlich wegfliegende Robert wird Kinder des technischen Zeitalters wahrscheinlich verleiten, einmal auszuprobieren, ob ein Regenschirm als Flugzeug zu verwerten wäre.

Ewig amüsant bleibt die Geschichte vom schlafenden Jägersmann, dem das Häschen die Flinte stiehlt und nun ihn so dahinjagt, daß der große wilde Jäger vor dem kleinen süßen Hasen Reißaus nimmt und kopfüber in den Brunnen stürzt. (Wissen alle Stadtkinder von heute noch, was ein Brunnen ist?)

Und dann die Geschichte vom „kohlpechrabenschwarzen Mohr", der vor dem Tor spazieren geht und einen Sonnenschirm trägt, weil ihm die Sonne aufs Gehirn scheint. Ein wirklicher Mohr! Man lacht über ihn! Er sieht zu drollig aus! Doch — siehe, da naht der böse Nikolas mit seinem großen Tintenfaß und steckt jeden hinein, der über den Mohren lacht! Erste Erziehung zu freundschaftlichem Verstehen des Mitmenschen . . . Alles, nur keine „Tintenbuben" sein, bleibt für anständige Kerle von jenem frühen Kindheitserlebnis an zeitlebens die Devise —

Seit der Frankfurter Arzt Dr. Heinrich Hoffmann vor ungefähr 80 Jahren den „Struwwelpeter" unter den Weihnachtsbaum seiner Kinder legte, ist kein zweites Bilderbuch erschienen, das eine ähnliche Reise um die Welt und durch Millionen von Kinderherzen gemacht hätte.

Mit der Gerad- und Groblinigkeit ersten Fühlens und Denkens machte er uns allen durch dieses erste Buch den Schritt ins Leben leicht. Denn siehe, es kam dann alles halb so schlimm.

Kein Schneider schnitt sofort die Daumen ab — man starb nicht sogleich, wenn man einmal Suppenkasper spielt — allerdings, wer hätte gewagt, sechsmal hintereinander Suppenkaspar zu sein? Man besaß eine Peitsche — hieb auch einmal etwas unsanft auf einen Spielkameraden ein, aber so ein Grobian wie der böse Friedrich wurde man nie.

Man schmunzelt höchstens heimlich über „komische Menschen", die an den kohlpechrabenschwarzen Mohren erinnerten, man rührte niemals Zündhölzer an, denn schon erhoben Minz und Maunz, die Katzen, ihre Pfoten . . .

O Kindheit! O Struwwelpeter! O seliger Weltwinkel der ersten Lebenszeit! Wie lächelt man heute über die Phantasiewesen, die damals mit halb schrecklichen, halb schönen Träumen die ganze, ganze Umwelt, die man kannte, belebten! Inzwischen ist man groß geworden und hat die Erfahrung gemacht, daß die Welt zwar voll genug ist von Bösewichten; aber sie geben sich nicht so groblinig zu erkennen. Sie sind nur seelische Struwwelpeter, die sich äußerlich sauber striegeln und bügeln.

Und mit einer Wehmut, die nie mehr wieder bringt, was „mein einst war", gedenkt man der harmloseren Bösewichte aus dem ersten Bilderbuch.

Herbsttag.

Lautlos schwimmen
Wie weiße Segel
In blauen Weiten
Marienfäden durch klares Gefild.

Vor dem Verglimmen
Lodern noch einmal
Fackeln des Sommers
Höher vor langsam scheidendem Bild.

Darbst du, o Seele?
Des Sommers Früchte
In herbstlichen Fluren
Winken dir reif von Rebstock und Baum.

Von Schuld und Fehle
Zu blauen Weiten
Mit weißen Segeln
Führt dich auch heute dein blühender Traum.

Max Bittrich.

Unsterbliche Blume.

Skizze von H. W. A. Schoeller.

„Wo steckst du, Robert?" rief Fräulein Eugenie mit ihrer grellen Stimme.

Robert seufzte. Wo konnte er schon stecken, wenn nicht im Treibhaus, und was konnte er im Treibhaus anderes tun, als, die Augen unverwandt auf den flachen, mit fein gesiebter Erde gefüllten Sämlingskasten gerichtet, auf das unwahrscheinliche Wunder des Aufgehens der unbekannten Blume zu lauern.

Es gibt Menschen, die ihr ganzes Leben einer Idee weihen. Manche reisen zu den Polen der Erde, manche graben sich forschend in unterirdische Schluchten, andere befahren mörderische Ströme bis zu den Quellen hinauf, und wieder andere durchqueren jungfräuliche Urwälder.

Da sind solche, die ihr ganzes Leben lang einen Schmetterling suchen und andere, die nach den Knochen eines vorgeschichtlichen Tieres wühlen, solche, die verschüttete Tempel ausgraben wollen, die nach verschollenen Religionen und zerbrochenen Idolen forschen und nach Sarkophagen, die nichts als moderigen Staub enthalten. Und dem allen widmen sie all ihre Gedanken, ihr Vermögen, ihre Zeit — ihr Leben.

Robert Barnes suchte nur eine Blume und hatte sie im Alter von fünfzig Jahren immer noch nicht gefunden. Er war der Sohn eines englischen Sprachlehrers und einer deutschen Mutter und zunächst für einen freien Beruf bestimmt. Eine unerwartete Erbschaft, die ihm zufiel, befreite ihn von jeder Verpflichtung zur Arbeit. Die Eltern starben, als er dreißig Jahre alt war. Er behielt Fräulein Eugenie zur Führung des Haushalts bei, die sich damit zufrieden gab und nicht den Wunsch hegte, geheiratet zu werden. Robert genügte ihr, wie er war, um ihn zu betreuen und zu tyrannisieren.

Von Zeit zu Zeit entzog er sich dieser Bevormundung durch eine Studienreise mit einem Jugendfreund. Von einer dieser Reisen kam er mit einem Säckchen voll Samenkörnern zurück. Sein Freund, der Archäologe, hatte in einem Grab in Chaldäa einen seltsam geformten Tonkrug entdeckt, bis an den Hals mit kleinen, erdfarbenen Körnern gefüllt.

War es ein pflanzlicher Same? Man hätte eher an Weihrauchkörner gedacht. Trotzdem bat sich Robert einen Teil dieser Körner aus und erklärte seinem Freund, er wolle sie in Deutschland einpflanzen, um zu sehen, was daraus werde. Es müsse immerhin merkwürdig sein, sie aufgehen zu sehen; man hätte dann eine Pflanze vor sich, die mehrere tausend Jahre alt sei.

Der Freund überließ ihm den geheimnisvollen Inhalt des Kruges bereitwillig, und Robert merkte nicht, daß sich damit eine Idee in ihm festgesetzt hatte, die gefährlicher war als manches Rauschgift.

Zu dem Haus, das Robert besaß, gehörten ein schöner großer Garten und ein kleines Treibhaus. Bisher hatte das Glashaus nur dem Gärtner gedient, der zweimal wöchentlich kam, um den Garten instand zu halten, oder manchmal hatte sich Fräulein Eugenie dorthin geflüchtet, wenn ein plötzlicher Regenguß sie mit ihrer Stickerei im Garten überraschte.

Man kann sich also vorstellen, wie sehr Fräulein Eugenie sowohl als auch der Gärtner überrascht waren, als sich Robert, zwei Tage nach seiner Rückkehr, ein kleines Säckchen in der Hand, in eben dieses Treibhaus verfügte.

„Was hast du in dem Säckchen, Robert?"

„Samenkörner."

„Was für Samenkörner denn?"

Robert zögerte einen Augenblick mit der Antwort und dann sagte er, sich im geheimen am Doppelsinn seiner Antwort freuend: „Immortellensamen!"

„Aber, die kann doch der Gärtner pflanzen. Und übrigens möchte ich dich darauf aufmerksam machen, daß jetzt gar nicht die richtige Zeit ist, um Immortellen anzusäen. Du verstehst eben gar nichts davon, lieber Freund!"

„Laß nur! Das sind eben etwas eigenartige Immortellen, die ich da habe."

Es scheint eher, daß du ein bißchen eigenartig bist. Aber schließlich, wenn es dir Spaß macht, bitte — —"

Anfangs war es unterhaltend wie ein Spiel. Die Körner wollten nicht keimen, was Robert zunächst nicht überraschte. Er gab dem Samen keine Schuld, sondern der Erde, die nicht richtig ausgesucht und schlecht gemischt war. Unter den sarkastischen Blicken Fräulein Eugenies ging er vorsichtiger zu Werke. Er stellte verschiedene Mischungen zusammen, kaufte Düngemittel — aber die Körner wollten und wollten nicht keimen.

Nun begann Robert dem Treibhaus die Schuld zu geben. Zweifellos verlangte der Same mehr Wärme. Die Blumentöpfe verbrachten den Winter neben dem Ofen — ohne Erfolg. Fräulein Eugenie lachte jetzt gerade heraus, was Robert vornehm übersah. Jetzt hatte ihn die Leidenschaft gepackt, er wollte Erfolg haben, er wollte die Jahrhunderte besiegen. Seine Leidenschaft wuchs in dem Maße, in dem die geheimnisvollen Körnchen, die er anfangs verschwendet hatte, abnahmen.

Monate vergingen, Jahre. Robert wurde alt. Er merkte es nicht. Die Zeit hatte aufgehört zu sein, wenn er über seinen Sämlingskasten gebeugt saß.

Jetzt waren in dem kleinen Lackkästchen, das er unter Verschluß hielt, noch zehn Körnchen. Zehn Versuche. Es wurden acht, sieben, fünf drei. Dann erkrankte Robert, weil er sich erkältet hatte, als er nachts aufgestanden war, um nach dem unerbittlichen Sämlingskasten zu sehen, der seinen Schatz unter der sauber gesiebten Erde verbarg. Er hustete, schleppte sich ein paar Tage herum und sah von Zeit zu Zeit nach dem Treibhaus, wo das vorletzte Samenkorn sich standhaft weigerte, das milde Licht des Herbstes zu sehen.

Sterbend kritzelte er seinen letzten Willen: „Ich will, daß Eugenie auf mein Grab das letzte Samenkorn säe, das sie in der kleinen Lackkassete finden wird."

Eugenie gehorchte ihm. In den schmalen kleinen Garten, der den Körper eines Mannes bedeckte, den man mit Recht einen Dichter hätte nennen können, säte sie das trockene kleine Korn aus dem chaldäischen Grab.

In der Erde aber, die von der Hoffnung eines ganzen Lebens genährt war, benetzt von den Tränen eines Toten, begann das Korn, das von der Erde der Lebenden und den Wassern des Himmels nichts hatte wissen wollen, sich seltsam zu blähen. Ein bleicher Stengel entrollte sich, tastete durch die Dunkelheit, durchbrach die Erdrinde und erschien an der Oberfläche als fremdartige Pflanze mit Blättern wie die Windrose. Sie blühte in einem Stern von so sattem Purpur, daß selbst frisches Blut dagegen erblaßt wäre.

Sechstausend Jahre hatte sie gebraucht, um zu werden — und dauerte nur einen einzigen Tag. Niemand sah sie. Der sie gesät hatte, war tot.



Bunte Chronik



Das Klima bildet den Charakter!

In einer besonders interessanten Schrift versucht der englische Professor E. G. R. Taylor die Zusammenhänge zwischen der charakterlichen Entwicklung des Menschen und dem Klima, in dem er aufwächst, klarzustellen. Professor Taylor behauptet, daß nicht nur der einzelne Mensch, sondern ganze Nationen in ihrer Wesensart das Produkt klimatischer Einflüsse seien. Dabei zieht er den Begriff „Klima" außerordentlich weit, denn er betont zugleich den Einfluß der Gestirne, die in der jeweiligen Zone ihren Einfluß auf den Menschen geltend machten. Der nordische Mensch, sagt Professor Taylor, steht unter dem Einfluß von Mars und Mond. Diese beiden Gestirne ließen in ihm die kriegerischen und jagdlichen Fähigkeiten erstarken. Der südländische Mensch dagegen neige infolge des wärmeren, erschlaffenden Klimas, aber auch unter der Einwirkung von Saturn und Venus, zur Betrachtung, zu Verschlagenheit, zu Diplomatie. Die dazwischen liegende gemäßigte Zone, das mittlere Klima und der Einfluß von Jupiter und Merkur habe den Menschen geschaffen, der beide Charaktere in sich vereinige in einer glücklichen Mischung, er sei durch diese glückliche Anlage zum Herrschen geschaffen. Nur hier sei der Mensch der Wissenschaft möglich, er sei zugleich der Träger des Zeitfortschritts.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.